

Am Zürcher Rhein

Autor(en): **Strasser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [18]

PDF erstellt am: **29.06.2024**

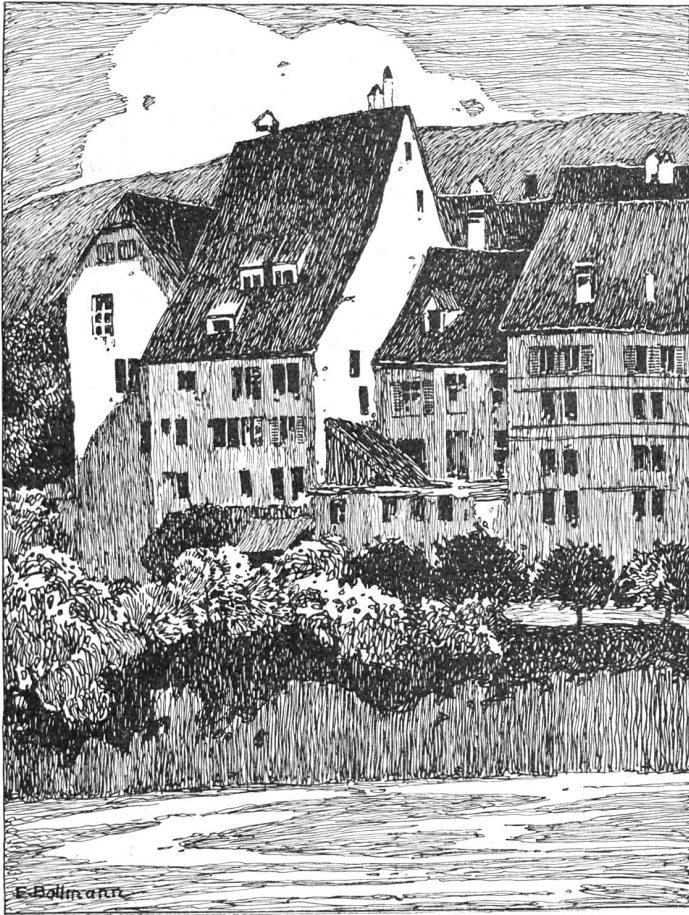
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Emil Bollmann, Winterthur.

Eglisau. Uferpartie.

und wie man am folgenden Tag alles einzuteilen habe. Während andere am Sonntag zum Kegelspiel oder zum Jaß gingen, bleibe er daheim und ruhe sich durch ein Schläfchen aus, wie das einem richtigen Bauern zukomme und wie es der Vater selig auch immer gehalten habe.

Klaus Inzuben warf nur selten ein Wort zwischenhinein. Wenn er hin und wieder auf Hermine's Gesicht heimlich Musterung hielt, mußte er sich immer über ihre gute Laune und ihre freundliche Gelassenheit wundern. Manchmal war es ihm, als könnte er in ihren Augen und auf ihrem besonnenen Antlitz die Worte lesen: „Wenn ich da daheim bin, hat alles bald ein anderes Gesicht!“

Die Besichtigung von Hof und Feldern unter Annettes Führung bedeutete für Hermine eine kleine Geduldsprobe. Viel lieber, als fortwährend dem langweiligen Geschwätz zuzuhören, wäre sie allein die schmalen Ackerwege und Feldstraßen entlang gegangen oder hätte beim Rebhäuschen an der Halde stehend sich das Bild des stolzen Hofes recht eingepägt. Aber dazu war dann wohl ein andermal Zeit. Und vielleicht — ja wenn sie halt einmal so recht mit ihm allein sein und mit ihm reden konnte. . .

Gegen Abend, als man schon ans Einspannen denken mußte, gerade während Klaus Inzuben mit der alten Merkin in der Nebentube eine kleine Son-

derbesprechung hatte, in deren Verlauf auch Schlüssel gedreht und Schubladen geöffnet wurden, kam Konrad Merk mit dem Tierarzt zurück. Da dieser die Sachen unbedenklich fand, wurde die Stimmung im Hause etwas heller, auch Konrad taute sichtlich auf und entschuldigte sich lebhaft, daß es nun so ungeschickt habe gehen müssen. Eine leise Freude wollte manchmal in Hermine aufkommen, aber sie gab sich keinen Selbsttäuschungen hin, war es doch Konrads größte Sorge, ob Annette den Gästen auch alles recht gezeigt und ja nichts vergessen habe: die lange Reihe der mächtigen Wasserbirnbäume im Birtenacker, von denen der hinterste am Stock fast zwei Meter habe, den Haufen Bauholz an der Buchbergerstraße, das große Moos gegen Inzuch hin, das fast fürs ganze Jahr Streue liefere.

Klaus Inzuben blieb nach wie vor gemessen und zurückhaltend und ließ sich die Zeit des Aufbruches nicht um eine Minute hinauschieben. Hermine trug, als sie auf den Wagen stieg, wieder die paar Frühlingsblumen in der Hand, die inzwischen welk und matt geworden waren. Für sie waren sie das Sinnbild für einen Verzicht und ein eisernes Begehren.

Auf der Heimfahrt war der Vater zuerst kleinlaut; aber die muntere Gesprächigkeit Hermine's ließ ihn bald auch ein wenig aufstauen. Er wunderte sich, wie solche Leute sich grau sorgten und in den Boden hineinschafften, während sie doch zu ihrem

Gut hin noch ein zweites mit blankem Geld auszahlen könnten. Hermine gestand offen, daß sie zu dem Hof gleich vom ersten Augenblick an einen guten Willen gehabt und daß sie sich gar keine Sorgen mache der Leute wegen. Immer wieder kam sie auf den leeren Taubenschlag auf dem obern Estrich zu reden. Für solches unnützes Vieh habe man auf dem Moos keine Zeit, hatte Annette verächtlich gesagt. Der Großvater sei halt so ein Taubennarr gewesen.

„Sie verstehen das nicht, diese Leute,“ sagte Hermine fast ungehalten. „Tauben müssen dort ein- und ausfliegen, Tauben müssen auf den zwei Flugbrettern und auf dem Giebel sitzen — hundert weiße Tauben!“

(Fortsetzung folgt).

Am Zürcher Rhein.

Zu den fünf Federzeichnungen von Emil Bollmann, Winterthur.

Draußen am Zürcher Rhein liegt an Hang und Halde das altersgraue Städtchen Eglisau. Jahrhunderte sind an ihm vorübergerauscht, ohne daß sie vermocht hätten, ihm ein wesentlich anderes Gepräge zu verleihen. Das neunzehnte Jahrhundert hat es allerdings zweier Wahrzeichen beraubt, des Landvogteischlosses und der Stadtmauer mit mehreren stattlichen Toren und Türmen. In Kürze wird wahrscheinlich ein anderes historisches Bauwerk ebenfalls weichen müssen, sofern das projektierte Elektrizitätswerk zur Ausführung kommt, nämlich

die alte hölzerne Rheinbrücke, die hinsichtlich ihrer Konstruktion in der Schweiz kaum ihresgleichen haben dürfte. Mit ihr werden noch zahlreiche malerische Winkel und idyllische Uferpartien am Rheine verschwinden. Einige der stimmungsvollsten hat für alle Zeiten unser Künstler Emil Bollmann mit dem Stifte festgehalten. Wer je schon das alte Rheinstädtchen

besucht und sich an der stillen Schönheit des Rheines und seiner Umgebung erfreut hat, wird nur mit leiser Wehmut daran denken, daß das liebliche Landschaftsbild des „Zürcher Rheins“ der Technik geopfert werden muß. Sie alle und mit ihnen die Freunde des Heimatschutzes werden dem Künstler für seine Arbeit Dank wissen.

Friedrich Straßer, Eglisau.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nacherzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

In der kleinen Residenz, in der von alters her das Theater alle Interessen in Anspruch nahm, war schon wochenlang vorher von nichts anderm die Rede als von der Aufführung der Walküre; Lohengrin und Tannhäuser und den Fliegenden Holländer hatte man schon oft gegeben, aber vom „Ring“, seiner gesanglichen und technischen Schwierigkeiten wegen, immer wieder Abstand genommen. Gelang die Walküre, so hoffte man den ganzen Zyklus bringen zu können, und das war ein Kühnes, aber auch vielversprechendes Unternehmen. Die Lust von Walküre ist von klassischen Zeiten her ein Gemisch von Oxon und Weihrauch, sie fällt einem auf die Nerven. Sogar ich, der junge Gelehrte, wie er im Buche steht, empfand die Spannung um mich her, und in fast andächtiger Erwartung sah ich dem großen Tage entgegen. Was das Publikum eigentlich ist, was es für den Dichter, den Komponisten, den Darsteller bedeutet, das

volles Bild. Marie ging schnell, die Hände im Sealmuff vergraben; das Jäckchen vom gleichen Pelz und das Barett, unter dem ein paar widerspenstige Locken sich in die Stirn stahlen, paßten gut zu ihrem blassen und doch frischen Gesicht, sie sah lieblich aus. Mit einem freundlichen, aber hastigen Gruß wollte sie an mir vorüber, doch ich hielt sie auf: „Haben gnädiges Fräulein es so eilig, daß ich Ihnen nicht einmal guten Tag wünschen darf?“ Nun blieb sie stehen und lächelte: „Das dürfen Sie schon, Herr Doktor, ich hab' es gar nicht eilig, ich war nur mit meinen Gedanken wo anders.“ „Und an was dachten Sie?“ nahm ich mir die Freiheit zu fragen. Da wurde sie rot und sagte ein wenig verlegen: „Ich dachte an alte Zeiten und an Menschen, die damals jung waren, an die Sängerin Corona Schröter dachte ich, die ihre Rollen mit Goethe studierte. Köstlich muß das gewesen sein damals; aber schön ist es auch jetzt

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

lernte ich hier erst kennen, wo die Höhergebildeten nicht allein, auch die Speckbürger, Gewatter Schneider und Handschuhmacher, sich um das Theater stritten, als sähe jeder von ihnen in der Kommission. Nicht nur um das, was gespielt wurde, kümmerten sie sich, sondern auch darum, wie es gespielt wurde, ob der klassischen Tradition entsprechend oder nicht. So versicherte mir meine Handschuhvertäuflerin, ihr Mann hieß Theodor Körner, ganz ernsthaft, der Malvolio in Shakespeare's „Was ihr wollt“ sei des Anschauens wert, er sei wirklich in den Geist der Rolle eingedrungen, und mindestens so gut wie ein alter Professor sprach sie über Literatur und Aesthetik, als seien die Dichter ebenso platt und ledern wie ihre Handschuhe. Marie Bernhards sah ich nicht oft, einige Male von weitem im Theater, an der Seite der Hofkapellmeisterin, einer großen üppigen Frau mit rotem Haar und schwarzen Augen, die immer ein großes Gefolge um sich hatte, wie es die Primadonnen, auch von kleinen Bühnen, gewöhnt sind. Marie in dieser Gesellschaft kam mir unsäglich deplaciert vor; so sehr ich ihre Kunst bewunderte, so wenig mochte ich ihre Zugehörigkeit zum Theater leiden, und war es mir schon nicht angenehm, sie an Frau Gunter-Menottis Seite zu sehen, so berührte es mich noch peinlicher, wenn er sie begleitete, und das geschah sehr oft. Daß das mehr war als einfaches Interesse von meiner Seite, wollte ich mir nicht eingestehen, nur ihres Vaters wegen glaubte ich sie hüten zu müssen, ihres Vaters wegen sie vor Unvorsichtigkeiten und Enttäuschungen bewahren zu sollen.

An einem schönen Novembertag, der auf graue Nebel und Regenwolken gefolgt war, begegnete ich ihr im Park. Ein leichter Reif lag auf den blätterlosen Bäumen, und das zarte Gerippe des Buschwerks war mit Millionen von Tropfen behangen, die in der Sonne wie Diamanten funkelten, dazu die noch immer grünen weiten Rasenflächen, das gab ein reiz-



Emil Bollmann, Winterthur.

Eglisau. Blick aus dem Städtchen nach der Kirche.